

Gabi Köpp

Warum war ich bloß ein Mädchen?

Das Trauma einer Flucht 1945

Mit einem Nachwort von
Dr. Birgit Beck-Heppner

Herbig

Bildnachweis:

Alle Bilder aus dem Archiv der Autorin, außer:
S. 47, 69, 92: Haus der Geschichte, Bonn

*Meinen Patenkindern
Stephan, Corinna, Katharina, Helga, Christiane,
Ulrich, Kocku und Melanie*

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.herbig-verlag.de

© 2010 by F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Wolfgang Heintel

Umschlagbilder: Archiv der Autorin (oben); akg-images, Berlin (unten)

Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 10/13 Punkt Sabon

Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7766-2629-2

Inhalt

Prolog 7

Der Vorabend 13

Die Flucht 23

Epilog 135

Nachwort 139

Dank 157

Prolog

»Sie kann dich ja gar nicht verstehen – sie kennt deine Geschichte doch nicht« – dieser Gedanke war es, der mich in der Vorweihnachtszeit des Jahres 1990 motivierte, nun endlich auch meiner mittleren Schwester Barbara von meiner Flucht zu erzählen; für sie niederzuschreiben, was ab den Mittagsstunden des 26. Januar 1945 geschehen war, nachdem ich als Fünfzehnjährige zusammen mit unserer ältesten Schwester Juliane das Elternhaus in Schneidemühl verlassen hatte. Nicht freiwillig hatte ich all die Jahrzehnte darüber geschwiegen. Meinem dringenden Bedürfnis, nach Ende meines langen Fluchtweges aus der Grenzmark Posen-Westpreußen bis zur Freien und Hansestadt Hamburg mit meiner Mutter über die Ereignisse zu sprechen, stand stets deren Bitte entgegen: »Sprich nicht darüber, schreib es auf.« So entstand bereits im Sommer 1946 ein rückblickendes Tagebuch über die ersten zwei Wochen meiner Flucht im Januar/Februar 1945. Geschrieben noch in fast kindlicher Sütterlinschrift auf alten Feldpostbogen, die mir Bekannte geschenkt hatten. Denn Papier gab es so kurz nach dem Krieg noch nicht wieder zu kaufen. Auch nicht für Schüler, was beispielsweise dazu führen sollte, dass ich meine Mathematik-Hausaufgaben auf Resten von Fotopapier löste, welches auf der einen Seite äußerst lichtempfindlich war. Ein lustiger Effekt:

Während ich auf der lichtunempfindlichen weißen Seite schrieb, errötete die Rückseite zusehends. Was die alten Feldpostbogen anging, sie waren für die Besitzer meist uninteressant geworden. Ihr Dienst, den sie in langen Kriegsjahren erfüllt hatten, war nicht mehr gefragt. Die Bogen bestanden aus tintenfestem grau-weißem Papier im DIN-A5-Format, dessen Innenseite rundum mit einem Klebefalz versehen war, wohingegen die Außenseite vorgefertigte Felder für Adresse und Absender aufwies. Einmal zusammengefaltet und zugeklebt, ergaben die Blätter die damals gängigen kleinen und leichten Feldpostbriefe.

Wer mein Tagebuch aufschlägt, mag sich fragen, wie ein Flüchtlingskind in jener frühen Nachkriegszeit an eine Füllfeder kam. Die Erklärung ist so einfach wie auch bezeichnend für einen hektischen Aufbruch vor der nahenden Front. Meine Mutter, die unser Haus nur wenige Stunden nach uns Hals über Kopf verließ, entdeckte beim letzten Herumschauen meinen grünen Pelikan-Füllfederhalter. Sich meiner Schreibfreude erinnernd, steckte sie ihn kurzerhand ein und konnte mich fünfzehn Monate später mit meinem geliebten Schreibutensil überraschen.

Auch der kleine, mit Liebe gefertigte Ringordner, in den ich die Blätter des Tagebuches abheften konnte, ist typisch für die ersten Jahre nach dem Krieg. Geschickte Hände Arbeit suchender Menschen entdeckten in ihrer Not den Verkaufswert selbst gemachter Gebrauchsgegenstände. Konnte man bei einem Nachbarn kleine wertvolle Stoffreste zum Beziehen schlichter Holzkleiderbügel erbitten, so beim anderen vielleicht ein Stück verwertbarer Tapete und Klebestreifen finden,

womit sich, wie in meinem Fall, ein alter unansehnlicher Ringhefter in einen hübschen neuen verwandeln ließ. Die große Fantasie der Nachkriegsbürger, die zuerst allerlei Gegenstände für den Hausgebrauch schuf, floss schließlich in die neu entstehende Industrie ein. Nicht nur in den Werkstätten und Fabriken fanden immer mehr Menschen Arbeit, sondern auch im Handel. Meine Mutter bekam eine Stelle als Verkäuferin in einem Kunstgewerbegeschäft und konnte so für die stabile Hülle meiner niedergeschriebenen Erinnerungen sorgen: Ein kleiner gelb-weißer Hefter mit lustigen braunen Noppen und hellgrauem Leinenrücken wechselte in meinen Besitz.

Zeit zum Schreiben fand ich damals nur abends, da ich nach fast zweijähriger Unterbrechung wieder zur Schule ging und ein Hamburger Mädchengymnasium besuchte. Doch ungestört zu schreiben war kaum möglich in dem einzigen Flüchtlingszimmer, das uns drei Frauen – Mutti, Barbara und mir – über sieben Jahre zur Verfügung stand. Aber das war nicht der Grund dafür, dass dieses Tagebuch nach dem vierzehnten Tag der gut fünfzehnmonatigen Flucht abrupt abbricht. Es waren vielmehr immer wiederkehrende Albträume, erzeugt durch das intensive Erinnern an schreckliche Erlebnisse, die mich zwangen, erst einmal ruhen zu lassen, worüber ich nicht laut sprechen durfte. Rückblickend stelle ich heute fest, dass mein Atem damals für dieses zeitgeschichtliche Dokument instinktiv so lange reichte, bis der schlimmste Abschnitt meiner Flucht im Nacherzählen überstanden war. Was danach kam, dafür hatte ich keine Kraft mehr. »Schreib es auf«, waren die Worte meiner Mutter gewesen. Las sie meine Notizen später auch? Selbst

heute, über sechzig Jahre danach, kann ich lediglich vermuten, dass sie es zumindest stellenweise heimlich tat – verriet sie es mir doch Jahre später durch eine spontane Frage, die ausschließlich der Kenntnis meiner Aufzeichnungen entspringen konnte. Doch meine Schwester Barbara, die das gesamte Nachkriegsleben mit meiner Mutter auf engem Raum teilte und selbst von meiner traumatischen Flucht erst spät durch mich erfuhr, widersprach dem bis zuletzt vehement. Tatsächlich war und blieb mein Fluchttagebuch ein heißes Eisen in unserer kleinen Familie. Als hätte ich etwas Unrechtes getan, wurde zum Tabu erklärt, wovon die kleinen, dicht beschriebenen Seiten Kunde tun. Dies war mit der Grund, dass ich meine Aufzeichnungen jahrelang in einem Tresor verwahrte.

Erst zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers in Auschwitz holte ich im Januar 2005 die alten Feldpostbogen in dem Nachkriegshefter zurück ans Tageslicht. Ich wollte wissen, was ich zu jenem fernen 27. Januar 1945 niederschrieb, den ich als dunkelsten Tag meines bisherigen Lebens in Erinnerung hatte – nichts wissend von Auschwitz und der Befreiung. Ängstlich zögernd begann ich, die gut erhaltenen kindlichen Schriftzüge zu lesen. Alles, was ich für meine Schwester aus der Erinnerung niederschrieb, entsprach der Wahrheit, in dieser Dokumentation der ersten zwei Fluchtwochen schwang noch spürbar die unmittelbare Nähe zum Erlebten mit.

Wer aber von den inzwischen Nachgeborenen ist noch der Sütterlinschrift kundig?, fragte ich mich – und dachte dabei nicht zuletzt an meine acht Patenkinder. Als zeitgeschichtliches Dokument wollte ich lesbar

Dienststempel
Service stamp



Rechter Zeigefinger
Right forefinger



Dienststempel
Service stamp

Linker Zeigefinger
Left forefinger



Gabriele König
(Unterschrift des Kennkarteninhabers)
(Signature of the holder of the identity card)

Hamburg, den 13. Juli 1946

Der Kommandeur der Polizei Hamburg
The Commander of the Police of Hamburg
u. A.

Völkner B. L.
(Unterschrift und Dienstgrad des Beamten)
(Signature and rank of the Official)

Gebühr RM 0.50 entrichtet
Charge of RM 0.50 paid

— Gebührenfrei
— Free of charge

»Vorläufige Kennkarte« – ausgestellt im Juni 1946 in Hamburg

wissen, was ich einst in der Hoffnung niederschrieb, dass irgendwann doch jemand lesen möge, worüber ich in der Familie schweigen musste. So übersetzte ich in den Computer, was in seiner handschriftlichen Urform vor zwei Jahren als Leihgabe im Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland einen sicheren Platz fand. Dort ist mein Tagebuch gut versorgt, wurde also nicht vergeblich geschrieben. Meine Erinnerungen jedoch sind weitaus facettenreicher, als schriftlich festzuhalten mir seinerzeit als

knapp Siebzehnjährige möglich war. Damals stand ich unter dem Schock des Erlebten, der sich erst drei Jahrzehnte später Schritt für Schritt zu lösen begann, als es mir gelang, das mein Leben Überschattende einem Psychoanalytiker anzuvertrauen. Mit diesem Buch soll deshalb aus heutiger Sicht mit anderen Worten noch einmal beleuchtet und vervollständigt werden, was in Bonn hinterlegt ist. Das, was ich als Jugendliche für überflüssigen Ballast hielt, soll hier zur Sprache kommen. In einer Zeit, in der den zivilen Opfern des Kriegsendes nicht mehr das Unrecht angetan wird, sie zu Tätern zu stempeln.

Im Folgenden sind Zitate aus dem handschriftlichen Original meines Fluchttagebuchs durch Kursivdruck hervorgehoben.